

ALLAN FOLSOM  
Übermorgen

## *Buch*

*Paris:* Eigentlich ist der aufstrebende amerikanische Chirurg Paul Osborn wegen eines romantischen Kurzurlaubs in die Stadt der Liebe gekommen. Doch dann geschieht das Unvorstellbare – etwas, worauf der junge Mann seit beinahe zwanzig Jahren gewartet hat: Auf offener Straße und am hellichten Tag steht Paul dem heimtückischen Mörder seines Vaters, Henry Kanarack, gegenüber! Und endlich scheint seine Chance auf blutige Rache zum Greifen nah.

*London:* Zur gleichen Zeit ermittelt Detective McVey in einer weltweiten Serie rätselhafter Enthauptungen, die stets mit chirurgischer Präzision durchgeführt werden. McVeys frischeste und heißeste Spur führt nach Paris – direkt zu Paul Osborn.

*Berlin:* Seit über fünfzig Jahren arbeitet der geniale Dr. Salettl unermüdlich an einem wahrhaft teuflischen Projekt. Es trägt den Codenamen *Übermorgen* und ist die größte Verschwörung, die die Welt je gesehen hat.

## *Autor*

Allan Folsom arbeitete als Drehbuchautor in Los Angeles, bevor ihm mit »Übermorgen« ein großer internationaler Bestseller gelang, der ihm auch in Deutschland rasch Kultstatus bescherte.

*Von Allan Folsom sind außerdem erschienen:*

Des Teufels Kardinal (35379) – Die Stunde der Vergeltung (HC, C. Bertelsmann, 00538)

Allan Folsom  
Übermorgen

Roman

Deutsch  
von Rainer Schmidt

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Day After Tomorrow«  
bei Little, Brown and Company, New York.

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2006

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1994 by Allan Folsom

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995

by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Mauritius Images/Haag+Kropp

UH · Herstellung: H. Nawrot

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-36463-9

ISBN-13: 978-3-442-36463-3

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

Für Karen



# 1

*Paris, Montag, 3. Oktober*

*17 Uhr 40*

*Brasserie Stella, Rue St.-Antoine*

Paul Osborn saß allein im verqualmten Gedränge des Feierabendpublikums und starrte in ein Glas Rotwein. Er war müde und verletzt und verwirrt. Ohne besonderen Grund blickte er auf. Und da verschlug es ihm den Atem. Am anderen Ende des Raumes saß der Mann, der seinen Vater ermordet hatte. Daß er es sein könnte, war unvorstellbar. Aber es gab keinen Zweifel. Keinen. Es war ein Gesicht, das sich für alle Zeit in sein Gedächtnis eingebrannt hatte. Die tief-liegenden Augen, das kantige Kinn, die beinahe rechtwinklig abste-henden Ohren, die schartige Narbe unter dem linken Auge, die sich im scharfen Zickzack über den Wangenknochen bis zur Oberlippe hinunterzog. Die Narbe war nicht mehr so hervorstechend, aber sie war noch da. Ebenso wie Osborn war der Mann allein. Er hatte eine Zigarette in der rechten Hand, und die linke schloß sich um den Rand einer Kaffeetasse. Konzentriert blickte er in die Zeitung, die neben ihm auf dem Tisch lag. Er mußte mindestens fünfzig sein, vielleicht älter.

Von Osborns Platz aus war es schwer, seine Größe zu schätzen. Zwischen einssiebzig und einsfünfundsiebzig vielleicht. Er war stäm-mig. Wahrscheinlich hundertachtzig Pfund. Sein Hals war dick, und sein Körper wirkte hart. Sein Gesicht war blaß, sein Haar kurz und lockig, schwarz, graumeliert. Der Mann drückte seine Zigarette aus, zündete sich eine neue an, blickte dabei in Osborns Richtung. Dann schüttelte er das Streichholz aus und wandte sich wieder der Zeitung zu.

Osborn spürte, wie sein Herz einmal aussetzte und das Blut durch seine Adern zu rauschen begann. Pötzlich war er wieder in Boston, 1966. Er war gerade zehn, und er und sein Vater gingen die Straße

hinunter. Es war nachmittags, Frühlingsanfang, sonnig, aber noch kalt. Sein Vater trug einen Anzug; er hatte frühzeitig Feierabend gemacht, um sich mit seinem Sohn an der U-Bahn-Station Park Street zu treffen. Von dort überquerten sie eine Ecke des Common und gingen dann durch den Einkaufstrubel die Winter Street hinunter. Sie wollten zu einem Ausverkauf bei Grogins' Sporting Goods. Der Junge hatte den ganzen Winter über für einen Baseballhandschuh gespart, einen First-Baseman-Handschuh. Ein *Trapper*-Modell. Sein Vater hatte ihm versprochen, seine Ersparnisse Dollar für Dollar zu verdoppeln. Zusammen hatten sie jetzt zweiunddreißig Dollar. Der Laden war schon in Sicht, und sein Vater lächelte, als der Mann mit der Narbe und dem kantigen Kinn zustach. Er trat aus der Menge hervor und stieß seinem Vater ein Fleischermesser in den Bauch. Dabei schaute er zur Seite und sah den Jungen, der keine Ahnung hatte, was da vor sich ging. In diesem Moment begegneten sich ihre Blicke. Dann ging der Mann weiter, und sein Vater sackte auf dem Gehweg zusammen.

Noch immer spürte er diesen Augenblick. Schrecklich allein stand er auf dem Gehweg. Fremde blieben stehen, um zu gaffen, sein Vater schaute zu ihm auf, hilflos, verständnislos. Das Blut sickerte durch seine Finger, die instinktiv versucht hatten, die Waffe herauszuziehen.

Aber statt dessen war er dort gestorben.

Achtundzwanzig Jahre später und einen Kontinent entfernt erwachte diese Erinnerung donnernd zum Leben. Paul Osborn fühlte, wie die Wut über ihm zusammenschlug. Im nächsten Augenblick war er aufgesprungen und lief durch das Lokal. Einen Sekundenbruchteil später stürzten die beiden Männer, Tisch und Stühle krachend zu Boden. Er fühlte, wie seine Finger sich um eine ledrige Kehle schlossen, wie Bartstoppeln an seiner Handfläche schabten. Gleichzeitig hämmerte seine andere Hand wild herab. Seine Faust war ein außer Kontrolle geratener Kolben, der Fleisch und Knochen zerstampfte, alles Leben hinausprügeln wollte. Die Leute ringsherum schrien, aber das war egal. Er hatte nur noch ein Verlangen, das Ding in seinen Händen ein für allemal zu vernichten.

Plötzlich spürte er Hände unter seinem Kinn und unter den Armen, die ihn hochrissen. Er wurde rückwärts geschleudert. Im nächsten Augenblick krachte er gegen etwas Hartes und fiel zu Boden, verschwommen nahm er wahr, wie Teller ringsum klirrten. Dann hörte

er jemanden auf französisch nach der Polizei schreien. Als er hochblickte, sah er drei Kellner in weißen Hemden und schwarzen Westen, die um ihn herumstanden. Hinter ihnen rasselte sich der Mann unsicher auf; er sog die Luft zwischen den Zähnen ein, und Blut strömte ihm aus der Nase. Stehend schien er zu begreifen, was passiert war, und entsetzt schaute er zu seinem Angreifer herüber. Er winkte ab, als man ihm eine Serviette entgegenhielt, und rannte plötzlich durch die Menge und zur Tür hinaus.

Sofort war Osborn auf den Beinen.

Die Kellner erstarrten.

»Aus dem Weg, verdammt!« schrie er.

Sie rührten sich nicht.

In New York oder L. A. hätte er gebrüllt, daß dieser Mann ein Mörder sei, und sie sollten die Polizei rufen. Aber das hier war Paris, und er konnte sich kaum einen Kaffee bestellen. In seiner Stummheit tat er das einzig Mögliche. Er stürmte los. Der erste Kellner wollte ihn packen. Aber Osborn war fünfzehn Zentimeter größer und zwanzig Pfund schwerer und rannte, als halte er einen Football unterm Arm. Er rammte seine gesenkte Schulter hart in den Brustkorb des Mannes, der seitwärts gegen die anderen taumelte, so daß alle in einem dröhnenden, komischen Krachen zu Boden purzelten und in dem kleinen Servicegang auf halbem Wege zwischen Küche und Ausgang hilflos aufeinanderlagen. Dann war Osborn zur Tür hinaus und weg.

Draußen war es dunkel, und es regnete. Der Rush-hour-Betrieb erfüllte die Straßen. Osborn wich den Leuten aus, sein Blick suchte den Gehweg ab, sein Herz hämmerte. Hier war der Mann hergelaufen, wo zum Teufel war er jetzt? Er würde ihn verlieren, das wußte er. Dann sah er ihn, einen halben Block weiter, wie er die Rue de Fourcy in Richtung Seine lief.

Osborn beschleunigte seine Schritte. Sein Blut raste immer noch, aber die heftige Explosion hatte den größten Teil seiner mörderischen Wut verzehrt, und sein Verstand setzte wieder ein. Der Mord an seinem Vater hatte in den Vereinigten Staaten stattgefunden, und dort verjährte ein Mord nicht. Aber galt das auch in Frankreich? Gab es ein Auslieferungsabkommen zwischen den beiden Ländern? Und wenn der Mann Franzose war – würde die französische Regierung einen Bürger ihres eigenen Staates in die USA ausweisen, damit er dort wegen Mordes vor Gericht gestellt werden konnte?

Einen halben Block vor ihm schaute der Mann sich um. Osborn

ließ sich ins Gedränge der Fußgänger zurückfallen. Er sollte nur glauben, daß er davongekommen war, sollte sich ein bißchen beruhigen, unvorsichtiger werden. Er würde ihn allein packen, wenn er nicht mehr damit rechnete.

Eine Ampel wurde rot, der Verkehr kam zum Stehen, die Fußgänger ebenfalls. Osborn verbarg sich hinter einer Frau mit einem Schirm; sein Mann war höchstens fünf Schritte vor ihm. Wieder sah er das Gesicht ganz deutlich. Überhaupt kein Zweifel. Achtundzwanzig Jahre lang hatte er es in seinen Träumen gesehen. Er hätte es im Schlaf zeichnen können. Während er dastand, schwoll seine Wut von neuem an.

Die Ampel wurde grün, und der Mann überquerte die Straße vor der Menge. Am gegenüberliegenden Bordstein schaute er zurück, sah nichts und ging weiter. Inzwischen waren sie am Pont Marie, überquerten die Île St.-Louis. Zur Rechten lag Notre Dame. Noch ein paar Minuten, und sie würden die Seine überquert haben und wären am linken Ufer.

Im Augenblick hatte Osborn die Oberhand. Er spähte voraus und suchte nach einer Seitenstraße oder einer Gasse, wo er den Mann stellen könnte. Es war eine vertrackte Angelegenheit. Wenn er zu schnell lief, riskierte er aufzufallen. Trotzdem mußte er sich beeilen, denn sonst bestand die Gefahr, den Mann endgültig zu verlieren, wenn er plötzlich in eine Straße einbog, die Osborn nicht gesehen hatte, oder wenn er in ein Taxi stieg.

Der Regen wurde heftiger, und im grellen Licht der vorüberziehenden gelben Pariser Scheinwerfer war es schwer, etwas zu sehen. Der Mann vor ihm bog nach rechts auf den Boulevard St.-Germain und überquerte unvermittelt die Straße. Wo zum Teufel wollte er hin? Dann sah Osborn es. Die Métro-Station. Wenn er da hineingelange, würde er im nächsten Augenblick von der Menge verschluckt. Osborn begann zu rennen und stieß grob die Leute beiseite. Ohne abzuwarten, hetzte er vor den Autos über die Straße. Das Gepolter ließ seinen Mann zurückschauen. Für einen Augenblick blieb er wie angewurzelt stehen, dann rannte er weiter. Osborn wußte, daß er gesehen worden war. Dem Mann war jetzt klar, daß er verfolgt wurde.

Auf der Treppe hinunter zur Métro nahm Osborn mehrere Stufen auf einmal. Unten sah er, wie der Mann ein Ticket aus dem Automaten zog und sich dann durch die Menge zur Sperre drängte.

Der Mann drehte sich um und sah, wie Osborn die Treppe herun-

tergerannt kam. Er streckte die Hand aus, schob sein Ticket in den Drehkreuzmechanismus. Die Sperre gab nach, er ging hindurch. Dann bog er scharf rechts ab und verschwand um die Ecke.

Keine Zeit für Tickets oder Drehkreuze. Osborn stieß eine junge Frau mit dem Ellbogen zur Seite, schwang sich über die Sperre, umkurvte einen großen Schwarzen und rannte auf den Bahnsteig.

Ein Zug stand schon bereit. Osborn sah den Mann einsteigen. Abrupt schlossen sich die Türen, und der Zug fuhr ab. Osborn rannte noch ein paar Schritte und blieb dann außer Atem stehen. Er sah nur noch blinkende Schienen und einen leeren Tunnel. Der Mann war verschwunden.

## 2

Michele Kanarack schaute über den Tisch hinweg und streckte die Hand aus. Ihr Blick war erfüllt von Liebe und Zuneigung. Henri Kanarack nahm ihre Hand in seine und sah sie an. Heute war sein zweiundfünfzigster Geburtstag, sie war vierunddreißig. Sie waren seit fast acht Jahren verheiratet, und heute hatte sie ihm gesagt, daß sie mit ihrem ersten Kind schwanger war.

»Dies ist ein ganz besonderer Abend«, sagte sie.

»Ja. Ein ganz besonderer.« Sanft küßte er ihre Hand, ließ sie los und schenkte aus der Flasche roten Bordeaux nach.

»Das ist der letzte«, sagte sie. »Bis das Baby da ist. Kein Alkohol mehr, solange ich schwanger bin.«

»Dann gilt es auch für mich.« Henri lächelte.

Draußen prasselte der Regen in Sturzbächen herab. Der Wind rüttelte am Dach und an den Fenstern. Ihr Appartement lag im obersten Stock eines fünfgeschossigen Hauses in der Avenue Verdier im Pariser Bezirk Montrouge. Henri Kanarack war Bäcker. Er ging jeden Morgen um fünf aus dem Haus und kam erst abends gegen halb sieben zurück. Die Fahrt zur Bäckerei beim Gare du Nord im nördlichen Teil von Paris dauerte etwa eine Stunde. Es war ein langer Tag. Aber er war zufrieden so, und auch mit seiner Frau und der Vorstellung, mit zweiundfünfzig Jahren zum erstenmal Vater zu werden. Er war glücklich, zumindest bis heute abend, als der Fremde ihn in der Brasserie angefallen und ihn dann bis in die Métro gejagt hatte. Er hatte

ausgesehen wie ein Amerikaner. Vielleicht fünfunddreißig. Gute Figur, kräftig. Teures Sportsakko und Jeans, wie ein Geschäftsmann auf Urlaub.

Wer zum Teufel war das? Warum hatte er das getan?

»Ist alles in Ordnung?« Michele starrte ihn an. Wie weit war es mit Paris gekommen, wenn ein Bäcker in einer Brasserie von einem Wildfremden angegriffen werden konnte? Sie fand, er sollte die Polizei informieren. Dann sollte er sich einen Anwalt nehmen und den Besitzer der Brasserie verklagen.

»Ja«, sagte er, »alles in Ordnung.« Er wollte weder die Polizei informieren noch die Brasserie verklagen, obwohl sein linkes Auge beinahe zugeschwollen und seine Lippe rot-blau aufgequollen war, wo die Schläge des wilden Mannes einen Schneidezahn hindurchgetrieben hatten.

»Hey, ich werde Vater«, sagte er und versuchte, die Gedanken an den Zwischenfall zu vertreiben. »Lange Gesichter gibt's hier nicht. Nicht heute abend.« Michele stand auf, kam um den Tisch herum und schlang ihm von hinten ihre Arme um den Hals.

»Laß uns zur Feier des Lebens miteinander schlafen. Ein großartiges Leben zwischen der jungen Michele, dem alten Henri und einem neuen Baby.«

Henri drehte sich um und schaute ihr in die Augen. Dann lächelte er. Wie hätte er nicht lächeln können. Er liebte sie.

Später, als er im Dunkeln lag und auf ihren Atem lauschte, bemühte er sich, das Bild des dunkelhaarigen Mannes aus seinen Gedanken zu verbannen. Aber es wollte sich nicht vertreiben lassen. Es belebte eine tiefe, beinahe urzeitliche Angst in ihm von neuem: Egal, was er tun oder wie weit er auch fliehen würde, eines Tages würden sie ihn erwischen.

### 3

Osborn konnte sehen, wie sie im Korridor miteinander redeten. Vermutlich ging es um ihn. Dann ging der Kleine, und der andere kam durch die Glastür wieder herein, eine Zigarette in der einen Hand, eine braune Mappe in der anderen.

»Möchten Sie einen Kaffee, Dr. Osborn?« Inspecteur Maitrot

sprach sanft und höflich. Er war jung und selbstbewußt und außerdem blond und groß, ungewöhnlich für einen Franzosen.

»Ich wüßte gern, wie lange Sie mich noch festhalten wollen.« Die Police Urbaine hatte Osborn nach seinem Sprung über die Sperre wegen eines Verstoßes gegen städtische Verordnungen festgenommen. Bei der Befragung hatte er gelogen und behauptet, der Mann, hinter dem er her gewesen sei, habe ihn angerempelt und versucht, ihm seine Brieftasche zu stehlen. Es sei völliger Zufall gewesen, daß er ihn kurz darauf in der Brasserie wiedergesehen habe. Da erst hatten sie ihn mit der stadtweiten Fahndung der Pariser Polizei in Verbindung gebracht und zur Vernehmung ins Zentralgefängnis überstellt.

»Sie sind Arzt.« Maitrot las von einem Blatt vor, das an die Innenseite des Aktendeckels geheftet war. »Amerikanischer Orthopädiechirurg, auf Besuch in Paris nach einem medizinischen Kongreß in Genf. Ihr Wohnsitz ist Los Angeles.«

»Ja«, sagte Osborn ausdruckslos. Er hatte diese Geschichte bereits der Polizei in der Métro-Station, einem uniformierten Cop in einem Protokollierkäfig in einem anderen Teil dieses Gebäudes und einem Zivilbeamten erzählt, der ihn begleitet hatte, als ihm Fingerabdrücke genommen und er fotografiert und einer vorläufigen Befragung unterzogen worden war. Nun fing Maitrot hier in dieser winzigen verglasten Zelle von einem Vernehmungsraum die ganze Sache wieder von vorn an. Wort für Wort.

»Sie sehen nicht aus wie ein Arzt.«

»Sie sehen nicht aus wie ein Polizist«, sagte Osborn leichthin und bemühte sich, seinem Ton die Schärfe zu nehmen.

Maitrot reagierte nicht. Vielleicht hatte er es nicht verstanden; Englisch bereitete ihm offensichtlich Mühe – aber er hatte recht: Osborn sah nicht aus wie ein Arzt. Mit seinen einundzwanzig, den dunklen Haaren und den braunen Augen und seinen hundertneunzig Pfund hatte er das jugendhafte Aussehen, die Muskulatur und die Figur eines College-Athleten.

»Wie hieß der Kongreß, an dem Sie teilgenommen haben?«

»Ich habe nicht ›teilgenommen‹. Ich habe dort einen Vortrag gehalten. Auf dem ›Weltkongreß für Chirurgie‹.« Gern hätte er hinzugefügt: »Wie oft muß ich euch das noch erzählen? Redet ihr denn nicht miteinander?« Er hätte Angst haben müssen, und vielleicht hatte er auch welche, aber er war immer noch zu aufgedreht, um es zu merken. Der Mann mochte entkommen sein, aber entscheidend

war, daß er ihn gefunden hatte! Er war hier, in Paris. Und mit etwas Glück wäre er immer noch hier, zu Hause oder irgendwo in einer Bar, würde seine Wunden lecken und sich fragen, was passiert war.

»Wovon handelte Ihr Vortrag?«

Osborn schloß die Augen und zählte langsam bis fünf. »Das habe ich Ihnen schon gesagt.«

»Mir haben Sie es noch nicht gesagt.«

»Mein Vortrag handelte von Verletzungen der *Ligamenta cruciata anteiora*. Es hat mit dem Knie zu tun.« Osborn hatte einen trockenen Mund. Er bat um ein Glas Wasser. Maitrot verstand ihn nicht oder ging einfach darüber hinweg.

»Sie sind wie alt?«

»Das wissen Sie bereits.«

Maitrot blickte auf.

»Achtunddreißig.«

»Verheiratet?«

»Nein.«

»Homosexuell?«

»Inspektor, ich bin geschieden. Sind Sie damit einverstanden?«

»Seit wann sind Sie Chirurg?«

Osborn schwieg. Maitrot wiederholte seine Frage, und der Rauch seiner Zigarette zog hinauf zum Deckenventilator.

»Seit sechs Jahren.«

»Glauben Sie, daß Sie ein besonders guter Chirurg sind?«

»Ich verstehe nicht, weshalb Sie mir diese Fragen stellen. Das alles hat nichts mit dem Grund meiner Verhaftung zu tun. Sie können in meiner Praxis anrufen und alles nachprüfen, was ich gesagt habe.« Osborn war erschöpft und verlor allmählich die Geduld. Zugleich mußte er sich überlegen, was er sagte, wenn er hier wieder herauskommen wollte.

»Hören Sie«, sagte er so ruhig und respektvoll wie möglich. »Ich habe alles getan, was Sie wollten, Fingerabdrücke, Fotos, ich habe Fragen beantwortet, alles. Jetzt möchte ich bitte entweder freigelassen werden oder den amerikanischen Konsul sprechen.«

»Sie haben einen französischen Staatsbürger angegriffen.«

»Woher wissen Sie, daß er französischer Staatsbürger war?« fragte Osborn, ohne nachzudenken.

Maitrot ignorierte seine Gereiztheit. »Warum haben Sie es getan?«

»Warum?« Osborn starrte ihn ungläubig an. Es verging kein Tag, an dem er nicht das Geräusch hörte, mit dem das Fleischermesser sich in den Bauch seines Vaters bohrte. An dem er nicht hörte, wie schrecklich überrascht er nach Luft schnappte, das Entsetzen in seinen Augen, als er aufblickte, als wolle er fragen: Was ist passiert?, obwohl er es doch genau wußte. An dem er nicht sah, wie die Knie einknickten, als der Vater langsam auf dem Gehweg zusammenbrach. An dem er nicht das furchtbare Kreischen einer Fremden hörte. An dem er nicht sah, wie sein Vater auf den Boden rollte und versuchte, die Hand hochzustrecken, während er seinen Sohn wortlos bat, sie zu halten, damit er nicht solche Angst hätte. Während er ihm wortlos sagte, daß er ihn für alle Zeit lieben würde.

»Ja.« Maitrot beugte sich vor und zerdrückte seine Zigarette in einem Aschenbecher auf dem Tisch zwischen ihnen. »Warum haben Sie es getan?«

Osborn richtete sich auf und erzählte seine Lüge noch einmal. »Ich kam aus London am Flughafen Charles de Gaulle an.« Er mußte jetzt aufpassen, damit er nichts anderes erzählte als das, was er seinen vorigen Befragern gesagt hatte. »Der Mann schlug mich auf der Herrentoilette nieder und versuchte, mir meine Briefftasche zu stehlen.«

»Sie sehen fit aus. War der Mann groß?«

»Nicht besonders. Er wollte nur meine Briefftasche.«

»Hat er sie bekommen?«

»Nein. Er rannte weg.«

»Haben Sie die Sache der Flughafenaufsicht gemeldet?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Er hatte nichts gestohlen, und ich spreche nicht sehr gut Französisch, wie Sie feststellen.«

Maitrot zündete sich eine neue Zigarette an und schnippte das abgebrannte Streichholz in den Aschenbecher. »Und später haben Sie ihn dann, durch reinen Zufall, ausgerechnet in der Brasserie wiedergesehen, in der Sie selbst gegessen haben?«

»Ja.«

»Was hatten Sie vor – ihn festhalten, bis die Polizei kommt?«

»Um die Wahrheit zu sagen, Inspektor, ich habe keine Ahnung, was zum Teufel ich tun wollte. Ich hab's einfach getan. Ich war wütend. Ich habe den Kopf verloren.«

Osborn stand auf und schaute weg, während Maitrot sich in sei-

ner Mappe etwas notierte. Was sollte er ihm erzählen? Daß der Mann, den er gejagt hatte, am Dienstag, dem 12. April 1966, in Boston, Massachusetts, USA, seinen Vater erstochen hatte? Daß er dageigewesen war, und daß er den Mann bis vor ein paar Stunden nicht wiedergesehen hatte? Daß die Bostoner Polizei sich voller Mitgefühl die Horrorgeschichte eines kleinen Jungen angehört und dann Jahre darauf verwandt hatte, den Mörder zu suchen, bis sie schließlich hatten zugeben müssen, daß sie nichts weiter tun konnten? O ja, man war vor-schriftsmäßig verfahren. Tatortsicherung, Spurenanalyse, Autopsie, Zeugenvernehmung. Aber der Junge hatte den Mann vorher noch nie gesehen, und seine Mutter konnte aufgrund seiner Beschreibung niemanden identifizieren, und da auf der Mordwaffe, ein einfaches Supermarktmesser, keine Fingerabdrücke gewesen waren, hatte die Polizei nur einen einzigen anderen Anhaltspunkt gehabt: die Aussage zweier Augenzeugen. Katherine Barnes, eine Verkäuferin mittleren Alters, die bei Jordan Marsh arbeitete, und Leroy Green, ein Bibliothekar in der Boston Public Library. Beide hatten sich während des Überfalls auf dem Gehweg befunden, und beide hatten mit leichten Abweichungen die gleiche Geschichte erzählt wie der Junge. Aber am Ende hatte die Polizei genausoviel in der Hand gehabt wie am Anfang. Nämlich nichts. Schließlich war Kevin O'Neil, der ungeduldige junge Polizist vom Mordezernat, der sich mit Paul angefreundet und den Fall von Anfang an bearbeitet hatte, von einem Verdächtigen, gegen den er ausgesagt hatte, umgebracht worden, und die Akte George Osborn verwandelte sich von einer persönlich betreuten Morduntersuchung schlicht in einen weiteren ungeklärten Mordfall, der zu Hunderten anderer Fälle in die Zentralregistratur gestopft wurde. Und jetzt, drei Jahrzehnte später, war Katherine Barnes über achtzig und senil, lebte in einem Pflegeheim in Maine, und Leroy Green war tot. Damit war Paul Osborn praktisch der einzige lebende Zeuge. Und wenn irgendein Staatsanwalt dreißig Jahre nach der Tat erwartete, daß eine Geschworenjury einen Mann lediglich aufgrund der Aussage des Sohnes des Opfers, der zum Zeitpunkt der Tat gerade zehn gewesen war und den Täter nur zwei oder drei Sekunden lang gesehen hatte, verurteilen würde, dann wäre er verrückt. Die Wahrheit war, daß der Mörder schlicht und einfach davongekommen war. Und heute abend in einem Pariser Gefängnis war diese Wahrheit immer noch gültig, denn selbst wenn Osborn die Polizei dazu bringen könnte, den Mann aufzuspüren und festzunehmen, würde er niemals

vor Gericht kommen. Nicht in Frankreich, nicht in Amerika, nicht in einer Million Jahren. Warum also der Polizei etwas sagen? Es würde nichts nützen und die Sache später womöglich nur komplizieren, wenn es Osborn durch irgendeine glückliche Wendung gelingen sollte, ihn noch einmal zu finden.

»Sie waren heute in London. Heute morgen.« Osborn merkte plötzlich, daß Maitrot immer noch mit ihm redete.

»Ja.«

»Aber Sie sagten, Sie seien aus Genf nach Paris gekommen.«

»Über London.«

»Warum waren Sie dort?«

»Als Tourist. Aber ich bin krank geworden. Eine Art Vierundzwanzig-Stunden-Virus.«

»Wo haben Sie gewohnt?«

Osborn lehnte sich zurück. Was wollten sie von ihm? Sie sollten ihn einsperren oder laufenlassen. Was ging es sie an, was er in London getan hatte?

Osborn war mit einer Frau in London gewesen; sie war ebenfalls Ärztin, Assistenzärztin an einem Pariser Krankenhaus und, wie er später herausgefunden hatte, die Geliebte eines prominenten französischen Politikers. Sie hatte ihm zunächst nur gesagt, es sei wichtig für sie, diskret zu sein, und sie hatte ihn gebeten, nicht nach dem Grund zu fragen. Er hatte das akzeptiert und vorsorglich ein Hotel ausgesucht, das dafür bekannt war, die Privatsphäre seiner Gäste zu wahren, und er hatte beim Einschreiben nur seinen eigenen Namen benutzt.

»Im ›Connaught‹«, sagte Osborn. Hoffentlich würde das Hotel seinem Ruf gerecht.

»Waren Sie allein?«

»Okay, das reicht.« Unvermittelt schob Osborn seinen Stuhl zurück und stand auf. »Ich will den amerikanischen Konsul sprechen.« Hinter der Scheibe sah Osborn, wie ein uniformierter Polizist mit einer Maschinenpistole über der Schulter sich umdrehte und ihn anstarrte.

»Warum entspannen Sie sich nicht, Dr. Osborn ... Bitte, setzen Sie sich wieder«, sagte Maitrot ruhig und beugte sich dann vor, um eine Notiz in seine Akte zu machen.

Osborn setzte sich wieder und starrte absichtlich in eine andere Richtung; er hoffte, Maitrot werde über die Sache mit London hin-

weggehen und woanders weitermachen. Auf einer Uhr an der Wand war es beinahe elf. Also war es drei Uhr nachmittag in L. A. – oder zwei Uhr? In dieser Jahreszeit schienen die Zeitzonen in Europa stündlich zu wechseln, je nachdem, wo man gerade war. Wen zum Teufel kannte er dort, den er in einer solchen Situation anrufen könnte? Er war nur ein einziges Mal im Leben mit der Polizei aneinandergeraten. Das war nach einem besonders zermürenden Tag gewesen, als er einen nachlässigen und rücksichtslosen Parkplatzwächter vor einem Restaurant in Beverly Hills attackiert hatte, weil der bei dem Versuch, seinen neuen Wagen zu parken, den vorderen Kotflügel verbeult hatte. Osborn war nicht verhaftet, sondern nur festgenommen und dann wieder freigelassen worden. Das war alles, ein einziges Mal im ganzen Leben. Dann fiel ihm ein, daß es doch noch etwas gegeben hatte. Mit fünfzehn, als er noch zur Schule ging, hatte die Polizei ihn einmal festgenommen, weil er am Weihnachtstag Schneebälle in ein Klassenfenster geworfen hatte. Als sie ihn fragten, warum er das getan habe, sagte er ihnen die Wahrheit. Er hätte sonst nichts zu tun gehabt.

Warum? Das war die Frage, die sie immer stellten. Die Leute in der Schule. Die Polizei. Sogar seine Patienten. Warum tat etwas weh? Warum war eine Operation nötig oder nicht nötig? Warum tat etwas immer noch weh, auch wenn sie fanden, daß es nun nicht mehr weh tun dürfte? Warum brauchten sie keine Medikamente, wenn sie doch fanden, daß sie welche brauchten? Und dann warteten sie darauf, daß er es ihnen erklärte. »Warum?« Anscheinend war es ihm bestimmt, diese Frage zu beantworten, und nicht, sie zu stellen. Obwohl er sich erinnern konnte, daß er sie zweimal ausdrücklich gestellt hatte: »Warum?« Seiner ersten Frau und seiner zweiten Frau, nachdem sie gesagt hatten, daß sie ihn verlassen wollten. Aber jetzt, in diesem verglasten Vernehmungsraum bei der Polizei im Zentrum von Paris, wo ein französischer Kriminalpolizist vor ihm Notizen machte und eine Zigarette nach der anderen rauchte, jetzt begriff er plötzlich, daß *warum?* das wichtigste Wort der Welt für ihn war. Und er wollte die Frage nur noch einmal stellen. Dem Mann, den er bis zur Métro gejagt hatte.

»Warum, du Dreckschwein, hast du meinen Vater umgebracht?«

Und im selben Augenblick kam ihm der Gedanke, wenn die Polizei die Kellner in der Brasserie befragt hatte, die den Zwischenfall angezeigt hatten, dann hatte sie vielleicht den Namen des Mannes. Zu-

mal, wenn er ein Stammgast war oder mit Scheck oder Kreditkarte bezahlt hatte. Osborn wartete, bis Maitrot zu Ende geschrieben hatte. Dann fragte er so höflich wie möglich: »Kann ich eine Frage stellen?« Maitrot blickte auf und nickte.

»Dieser französische Staatsbürger, den ich angegriffen haben soll – wissen Sie, wer er war?«

»Nein«, sagte Maitrot.

In diesem Augenblick öffnete sich die Glastür, und der andere Zivilbeamte kam wieder herein und setzte sich Osborn gegenüber. Sein Name war Inspecteur Barras; er warf Maitrot einen Blick zu, und dieser schüttelte unbestimmt den Kopf. Barras war klein, hatte dunkles Haar und schwarze, humorlose Augen. Dunkle Haare bedeckten seinen Handrücken, und seine Fingernägel waren makellos geschnitten.

»Störenfriede sind nicht willkommen in Frankreich. Ärzte bilden da keine Ausnahme. Ausweisung ist eine ganz einfache Sache«, stellte Barras nüchtern fest.

*Ausweisung!* O Gott, nein! dachte Osborn. Bitte nicht jetzt! Nicht nach so vielen Jahren! Nicht, nachdem ich ihn endlich gesehen habe! Jetzt, wo ich weiß, daß er lebt und wo er ist! »Es tut mir leid«, sagte er und verbarg sein Entsetzen. »Sehr leid ... ich war erregt, das ist alles. Bitte glauben Sie mir, denn es ist die Wahrheit.«

Barras musterte ihn. »Wie lange wollten Sie noch in Frankreich bleiben?«

»Noch fünf Tage«, sagte Osborn. »Um mir Paris anzusehen ...«

Barras zögerte. Dann griff er in die Jackentasche und zog Osborns Paß hervor. »Ihr Paß, Doktor. Wenn Sie abreisen wollen, kommen Sie zu mir, und ich gebe ihn zurück.«

Osborn blickte Barras und dann Maitrot an. Das war ihre Art, damit umzugehen. Keine Ausweisung, keine Verhaftung, aber sie behielten ihn im Auge und sorgten dafür, daß er es wußte.

»Es ist spät«, sagte Maitrot und stand auf. »*Au revoir*, Dr. Osborn.«

Es war fünf vor halb zwölf, als Osborn die Polizeiwache verließ. Es hatte aufgehört zu regnen, und ein strahlend heller Mond hing über der Stadt. Er wollte sich ein Taxi heranwinken, aber dann beschloß er, zu Fuß zu seinem Hotel zurückzugehen. Zu Fuß gehen und überlegen, was er als nächstes unternehmen würde wegen dieses Mannes, der nun keine Kindheitserinnerung mehr war, sondern ein lebendiges Wesen. Mit etwas Geduld war es möglich, diesen Mann zu finden. Und zu befragen. Und schließlich zu vernichten.

Derselbe helle Mond beleuchtete eine Gasse unweit der Charing Cross Road im Theaterviertel. Der Durchgang war L-förmig und schmal und an beiden Enden durch rot-weißes Polizeiband abgeriegelt. Passanten spähten von beiden Seiten herein und versuchten, an den uniformierten Polizisten vorbeizuschauen und sich ein Bild von dem zu machen, was da vor sich ging.

Aber nicht den Gesichtern in der gaffenden Menge galt McVeys Aufmerksamkeit, sondern einem anderen Gesicht, dem eines Mannes, Anfang bis Mitte zwanzig, dessen Augäpfel grotesk aus den Höhlen quollen. Ein Theaterarbeiter, der nach einer Show Kartons wegwerfen wollte, hatte es in einem Müllcontainer entdeckt. Normalerweise hätte das Morddezernat der Metropolitan Police den Fall übernommen, aber diesmal war es etwas anderes. Superintendent Jaminson rief Commander Ian Noble vom Special Branch zu Hause an, und Noble wiederum hatte in McVeys Hotel angerufen und ihn aus einem unruhigen Schlaf wecken lassen.

Es war nicht nur das Gesicht, es war vor allem der dazugehörige Kopf, der das Interesse der Met-Detectives gefesselt hatte. Zum einen, weil der restliche Körper fehlte. Und zum zweiten, weil der Kopf offenbar auf chirurgische Weise abgetrennt worden war. Wo der »Rest« war, wußte niemand so genau, aber die Bürde des Übriggebliebenen lastete auf McVey.

Als er jetzt dabei zusah, wie die beiden Beamten der Spurensicherung den Kopf behutsam aus dem Müllcontainer hoben, in eine durchsichtige Plastiktüte steckten und dann in eine Transportschachtel legten, war eines nur allzu klar: Superintendent Jamisons Detectives hatten recht gehabt. Der Kopf war von einem Profi abgetrennt worden. Wenn nicht von einem Chirurgen, dann zumindest von jemandem mit einem chirurgisch scharfen Werkzeug und soliden Kenntnissen in *Gray's Anatomy*.

Daß der Kopf vom restlichen Körper abgetrennt worden war, dazu brauchten weder McVey noch Commander Noble die Bestätigung eines Fachmanns. Sie brauchten allerdings jemanden, der ihnen sagte, ob der Kopf vor oder nach dem Tode abgetrennt worden war. Und der im letzteren Falle die Todesursache ermittelte.

Die Laboruntersuchungen würden zwischen vierundzwanzig Stunden und drei oder vier Tagen dauern. Aber McVey, Commander Noble und Dr. Evan Michaels, der junge Pathologe aus dem Innenministerium mit dem Babygesicht, waren einer Meinung. Der Kopf war nach dem Tod vom Körper abgetrennt worden, und die Todesursache war vermutlich eine tödliche Dosis eines Barbiturats, höchstwahrscheinlich Nembutal. Aber es blieb die Frage, was die Augen derart aus den Höhlen hatte hervortreten lassen und was die dünnen Blutrinnale an beiden Mundwinkeln verursacht hatte. Es waren Symptome, die auf das Einatmen von Blausäuregas hindeuteten, aber es gab dafür keinen eindeutigen Nachweis.

McVey kratzte sich hinterm Ohr und starrte zu Boden.

»Er wird Sie fragen, wann der Tod eingetreten ist«, sagte Ian Noble trocken zu Michaels. Noble war fünfzig und verheiratet, hatte zwei Töchter und vier Enkelkinder. Mit seinem kurzgeschnittenen grauen Haar, dem kantigen Kinn und der schlanken Gestalt sah er aus wie ein Soldat der alten Schule, was bei einem ehemaligen Colonel des militärischen Nachrichtendienstes und Absolventen der Royal Military Academy in Sandhurst, Jahrgang '65, nicht überraschend war.

»Schwer zu sagen«, meinte Michaels.

»Versuchen Sie's.« McVeys graugrüne Augen fixierten Michaels. Er wollte irgendeine Antwort. Eine fundierte Vermutung würde schon genügen.

»Es ist sehr wenig Blut da, fast gar keins. Schwer, die Gerinnungszeit festzustellen, wissen Sie. Ich kann Ihnen sagen, daß er da, wo er gefunden wurde, geraume Zeit gelegen hat, denn seine Temperatur ist beinahe identisch mit der Außentemperatur.«

»Keine Leichenstarre.«

Michaels starrte ihn an. »Nein, Sir. Sieht nicht so aus. Wie Sie wissen, Detective, setzt die Leichenstarre normalerweise nach fünf bis sechs Stunden ein; der obere Teil des Körpers ist zuerst betroffen, innerhalb von zwölf, und der ganze Körper innerhalb von achtzehn Stunden.«

»Wir *haben* nicht den ganzen Körper«, sagte McVey.

»Nein, Sir. Den haben wir nicht.« Mal abgesehen vom Pflichtbewußtsein wünschte Michaels sich allmählich, er wäre heute abend zu Hause geblieben und hätte jemand anderem das Vergnügen überlassen, es mit diesem aufbrausenden amerikanischen Kriminalpolizisten

aufzunehmen, der mehr graue als braune Haare hatte und die Antworten auf seine eigenen Fragen immer schon zu kennen schien, bevor er sie stellte.

»McVey«, sagte Noble, ohne eine Miene zu verziehen, »warum warten wir nicht die Laborergebnisse ab und lassen den armen Doktor nach Hause gehen, damit er seine Hochzeitsnacht zu Ende bringen kann?«

»Das ist heute Ihre Hochzeitsnacht?« McVey war verdattert. »Heute?«

»War«, antwortete Michaels kurz.

»Wieso zum Teufel haben Sie dann auf Ihren Piepser reagiert? Wenn man Sie nicht erwischt hätte, hätte man jemand anders geholt.« McVey war nicht bloß aufrichtig, er war fassungslos. »Was zum Teufel hat Ihre Frau gesagt?«

»Ich soll auf den Ruf nicht reagieren.«

»Ich bin froh, daß anscheinend wenigstens einer von Ihnen beiden weiß, wo's langgeht.«

»Sir. Es ist mein Job, wissen Sie.«

Innerlich mußte McVey grinsen. Dieser junge Pathologe würde entweder ein sehr guter Profi oder ein eingeschüchterter Beamter werden. Abwarten.

»Wenn wir fertig sind, was soll ich dann damit machen?« fragte Michaels unvermittelt. »Ich habe noch nie für die Metropolitan Police gearbeitet – übrigens auch nicht für Interpol.«

McVey zuckte die Achseln und sah Noble an. »Ich auch nicht«, sagte er. »Ich habe auch noch nicht für die Metropolitan Police oder für Interpol gearbeitet. Wie und wo werden hier Köpfe einsortiert?«

»Köpfe sortieren wir, McVey, wie wir Leichen sortieren, oder Leichenteile. Etikettiert, nach Möglichkeit in Plastik eingepackt und gekühlt.« Für Noble war es viel zu spät, um humorvoll zu sein.

»Na schön.« McVey zuckte die Achseln. Es war ihm sehr recht, jetzt Feierabend zu machen. Im Morgengrauen würden Polizeibeamte in der Gasse mit der Arbeit anfangen, würden jeden befragen, der in der Zeit vor dem Fund des Kopfs in der Umgebung des Müllcontainers irgendwelche Aktivitäten bemerkt hatte. In einem, höchstens zwei Tagen würden sie die Laborberichte über Gewebeproben und Kopfhaarfollikel haben. Man würde einen Gerichtsanthropologen hinzuziehen, der das Alter des Opfers bestimmen könnte.

Die beiden Polizisten überließen es Dr. Michaels, den Kopf zu eti-